

Beate Dölling

Der Sommer,
in dem wir alle
über Bord gingen

© Didier Lager



Beate Dölling, 1961 in Osnabrück geboren, ist Autorin zahlreicher Kinder- und Jugendromane, die mehrfach ausgezeichnet wurden. Außerdem schreibt sie für das Deutschlandradio Geschichten und Hörspiele und gibt Schreibworkshops. Beate Dölling lebt mit ihrer Tochter in

Berlin. www.beatedoelling.com

Weitere Bücher von Beate Dölling: siehe Seite 4

Beate Dölling

Der Sommer,
in dem wir alle
über Bord gingen

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtvjunior.de

Von Beate Dölling sind bei [dtv junior](http://dtvjunior.de) außerdem lieferbar:
Sechste Stunde Dr. Schnarch
Auf die Liebe, fertig, los!
Lügenbeichte



© 2015 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Regina Kehn
Lektorat: Anke Thiemann
Gesetzt aus der Sabon 11,25/15'
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-76132-1

Für Paula & Juli

Kapitel 1

»Dann stinkt's da ja nach Pferd!« Felix rümpfte die Nase.

»Und ihre Bazillen und Fingerabdrücke kleben an unseren Klettergeräten«, sagte Alina.

»Wenn sie ihre ranzigen Landbrote in der Umkleide liegen lassen, haben wir wieder überall Ameisen«, sagte Max, der eine höllische Angst vor Sechsheinern hatte.

»Ihhh, Ameisen!«, kreischten Minna und Elise aus dem Hintergrund und fielen fast in Ohnmacht, in der Hoffnung, von Felix noch rechtzeitig aufgefangen zu werden. Aber der beachtete sie vorsichtshalber lieber gar nicht.

»Wie? Wer? Qué pasa?« Pep schaute von einem zum anderen, seine kinnlangen pechschwarzen Haare wackelten dabei. Als Spanier und der deutschen Sprache noch nicht sehr mächtig, kriegte er immer nur die Hälfte mit.

»Erklären wir dir später«, sagte Schweini und kratzte sich hinter den großen, abstehenden Ohren.

»Also ich muss Sie doch sehr bitten, meine Herrschaften ...« Doktor Meierlei – auch »Allerlei« genannt – klatschte in die Hände und wies Felix, seine Freunde sowie die anderen Schüler und Schülerinnen auf ihre Plätze. Doktor Meierlei, Oberstudienrat für Deutsch und Latein, hatte die letzten 40 Jahre nur in der Oberstufe unterrichtet. Des-

halb siezte er grundsätzlich alle, was die 7. Klasse des Eduard-van-Krusewitz-Internats gar nicht so schlecht fand.

»Was ist denn das für eine Unruhe, meine Herrschaften!« Allerlei wartete, bis alle auf ihren Plätzen saßen, stellte sich vors Pult und putzte seine Brille mit einem Brillenputztuch. So fing jede Unterrichtsstunde an.

»Felix, darf ich Anteil an Ihrer Empörung haben?« Er schaute zum Fenster und kniff die Augen zusammen. Ohne Brille hatte er kleine, runde Knopfaugen, wie ein Hamster. An der Fensterseite saß Felix mittlerweile aber nicht mehr. Frau von Strutzhut, genannt »Strutzi« – Klassenlehrerin und Matheexpertin –, hatte ihn gestern umgesetzt, um ihn dem Bann von Minna und Elise zu entziehen, den beiden Klassenschönheiten, die unsterblich in Felix verliebt waren, und dessen Nähe sie – laut Strutzi – um ihren Verstand brachte. Felix, der bezweifelte, dass sie überhaupt mit so etwas wie Verstand gesegnet waren, saß nun an der Türseite, Alina gegenüber. Im Gegensatz zu Minna und Elise nervte Alina ihn überhaupt nicht. Im Gegenteil! Alina war schnell, groß und witzig, hatte tolle Ideen, viel Fantasie und konnte lügen, dass sich die Balken bogen.

Obwohl nur zwölf Schüler in der Klasse waren, brauchte Doktor Meierlei eine Weile, bis er Felix entdeckt hatte. Ohne Brille sah er so gut wie gar nichts und mit Brille ein bisschen mehr. Da nutzte auch emsiges Putzen nicht viel. Allerlei wandte sich immer zuerst an Felix, den Klassensprecher, wenn er etwas wissen wollte, was über den Unterrichtsstoff hinausging.

»Nun?«, hakte er nach, die blitzblank geputzte Brille wieder auf der Nase.

»Na ja«, sagte Felix, und alle waren sofort still, gespannt, was er nun sagen würde. Felix wählte seine Worte mit Bedacht: »Die Sachlage ist eben die, dass die Einheimischen zu uns ins Haus kommen.«

»Aha«, sagte Allerlei und seine Miene verfinsterte sich. Er war derjenige unter den Internatslehrern, der am besten wusste, was Felix' schlicht klingende Aussage wirklich zu bedeuten hatte, nämlich dass der traditionelle Krieg zwischen den Internatsschülern im Schloss und den Dorfschülern der Bertolt-Brecht-Schule wieder aufflammen könnte.

»Warum kommen sie denn diesmal?«, fragte der Oberstudienrat und steckte das Brillenputztuch in seine Jackettasche.

Alina meldete sich. Ihr dünner, langer Arm fuchtelte eine Weile in der Luft herum, bis Herr Meierlei es bemerkte.

»Ja, Alina?«

»Sie kommen, um uns auszuspionieren, um uns dann hinterrücks abzumurksen.«

»Na, na, na«, sagte Allerlei. »Bitte keine voreiligen Schlüsse ziehen.«

Schweini meldete sich. »Ihre Turnhalle ist kaputt.«

»Kaputt, kaputt ...« Doktor Meierlei zog die Stirn kraus. »Da gibt es bestimmt noch einen passenderen Ausdruck. – Alejandro-Jesus, könnten Sie uns vielleicht einen nennen?« Der Oberstudienrat sprach Pep immer mit vollem Namen an, wobei jedes Mal bei »Jesus« alle lachen mussten – außer Pep natürlich, der seinen Freunden längst klargemacht hatte, dass das spanische »J« wie ein kehliges »Ch« ausgesprochen wurde. Aber Allerlei kapierte das einfach nicht.

»Roto!«, sagte Pep, der sich nie freiwillig in Deutsch meldete.

»Roto? Roto?«, Doktor Meierlei sah unter die Decke, als klebte dort ein Wörterbuch. »Das bedeutet – so viel ich weiß – ›kaputt‹ auf Spanisch.«

Pep nickte.

»Wir wollten aber ein geeigneteres Synonym für dieses Wort finden, keine Eins-zu-eins-Übersetzung. Comprende?«

Pep nickte schnell, um weiteren Fragen zu entgehen. Plötzlich meldeten sich alle aus der Klasse und keiner konnte warten, bis er drangenommen wurde. Wörter flogen wie Pfeile durch den Raum: beschädigt, defekt, entzwei, hinüber, futsch, futschikato, funktionsuntüchtig, ausgedient, runtergewirtschaftet, morsch, verfallen, verkommen – versifft! Letzteres überhörte Oberstudienrat Meierlei, strich sich besorgt über das Kinn und gab die Synonymsuche auf. »Soll heißen, dass die Einheimischen nun hiesige Turnhalle vorübergehend benutzen, bis die eigene renoviert ist?«

»Exakt«, sagte Felix. Empörtes Gemurmel kam auf. Keiner wollte die Einheimischen in der internatseigenen Turnhalle haben.

»Ich sag's ja, dann stinkt's überall nach Pferd«, wiederholte Felix und alle stimmten ihm zu. Nur Max sagte nichts. Turnhallen waren eben nicht sein Thema. Als angehender Molekularkoch interessierte er sich ausschließlich für Küchen und Chemieräume, Orte, die zum Kalorienaufbau dienten und nicht zum Kalorienabbau. Und natürlich dafür, dass nicht wieder Ameisen angelockt wurden, wie beim »Tag der offenen Tür«, als die Einheimischen nicht nur durchs ganze Internat gestiefelt waren und in jedes Zimmer

gegaufft hatten, sondern nebenbei auch noch Essensreste unter die Betten warfen, was eine Ameisenplage hervorgerufen hatte. Gegen Pferde hatte Max jedoch nichts. Jedenfalls nicht so wie Felix seit diesem Vorfall neulich im Wald, als ihn Lena Lange, die Tochter des Biobauern aus dem Dorf, die immer wie Pippi Langstrumpf, ohne Sattel, durch die Gegend ritt, mit ihrem Kaltblutklepper um ein Haar umgerannt hätte.

Doktor Meierlei versuchte, seine Herrschaften »zur Räson« zu bringen, hoffte also auf Vernunft. Aber die Quarta, wie die 7. Klasse im Internat genannt wurde, wollte nicht vernünftig sein. Hier ging es schließlich um ihre Ehre – und ihre Turnhalle. Die konnten sie doch nicht einfach den Dorfrotteln überlassen! Sie mussten schleunigst etwas unternehmen.

Felix musste mit Alina reden. Alina fiel immer etwas ein. Mit ihr konnte man am besten Pläne schmieden.

Kapitel 2

Lena Lange stand auf dem riesigen Feldsalat-Feld und fluchte in den Himmel. Auf dem Feldsalat-Feld wuchs jetzt kein Feldsalat, sondern frischer, zarter Spinat. Und den sollte sie pflücken.

»So ein verdammter Kack-Mist!«

Die Junisonne knallte erbarmungslos auf sie nieder, Lena setzte die Kappe mit dem Nackenschutz auf, die ihr großer Bruder Ben ihr aus Australien mitgebracht hatte, nahm die graue Plastikkiste, zückte das Messer und hockte sich vor eine Reihe Spinat. Sie umfasste die Blätter mit einer Hand und schnitt sie knapp über dem Boden ab. So blieb das Herz erhalten und es konnte noch einmal frischer Spinat nachwachsen. Lena hasste Spinat, auf dem Feld genauso wie auf dem Teller. Aber bei diesem Spinat konnte sie sicher sein, dass er nicht auf ihrem Teller landete. Er war viel zu gut, um selbst gegessen zu werden. Diese prächtige Ernte würde noch heute an die Internatsküche im Schloss geliefert werden. Die reichen Schnösel würden also mal wieder das Beste vom Besten bekommen, lokal angebaut, bei Halbmond gepflanzt und hundert Prozent Bio, während ihre Familie von dem eigenen Gemüse nur die kümmerlichen Reste, wie krumme Gurken, knubbelige Kartoffeln, dreibeinige Möh-

ren oder eben dünnhäutigen Spinat behielt. Sie konnte diesen eingebildeten Felix Berger deutlich vor sich sehen, wie er vor seinem schicken Teller saß und ihren hochwertigen Spinat mampfte. Dieser Trottel! Letztens war er ihr im Wald voll vors Pferd gelaufen. Bella hatte sich erschreckt und einen Satz zur Seite gemacht. Um ein Haar wäre Lena runtergerutscht. Nicht auszudenken, wie peinlich das gewesen wäre, diesem arroganten Hirni vor die Füße zu fallen!

»Na, Pippi Langstrumpf, wieder unterwegs?«, hatte er gesagt und sie saudämlich angegrinst.

Sie schlug nach einer nervigen Fliege, die sich unbedingt in ihr schweißnasses Gesicht setzen wollte, und fluchte laut. Ihre Stimmung war wirklich auf dem Nullpunkt. Das hatte heute in der Schule schon angefangen, als sie erfuhren, dass ihre Turnhalle wegen Einsturzgefahr geschlossen werden musste. Das hieß, dass für alle Schüler aus der Bertolt-Brecht-Schule im Dorf der Sportunterricht ab sofort im Internat stattfinden sollte. Lena und ihre Freunde würden sich also in feindliches Gebiet begeben und sich von den noblen Spinatfressern angaffen lassen müssen.

Schimpfend kroch sie auf den Knien durch das Feld.

Ihre Freunde waren bestimmt schon am See und chillten auf einer kühl umspülten Luftmatratze oder dümpelten fröhlich auf dem schattigen Hausboot dahin, während sie hier in der prallen Sonne schuftete. Lena umfasste erneut eine Handvoll Blätter und schnitt sie in Bodennähe ab. Zwei Kisten hatte sie schon voll. Acht musste sie noch schaffen, möglichst schnell. Nicht nur, um endlich an den See zu kommen, sie musste sich auch beeilen, damit die geernteten Blätter nicht welk wurden.

Bounty, ihr Hund, eine struppige schwarz-weiße Promenadenmischung, hatte eine Kuhle in die Erde gebuddelt und sich hineingelegt. Er hechelte wie verrückt. Ein Erdloch half bei dieser Hitze eben auch nicht.

Lenas Handy klingelte. Maries lachendes Gesicht erschien auf dem Display. Lena stellte das Handy auf Lautsprecher und legte es neben sich.

»Wo bist du?«

»Noch auf'm Feld.«

»Spinat stechen?«

Lena verdrehte die Augen. Man stach Spargel, aber keinen Spinat. Marie lernte es nie.

»Soll ich dir helfen?«

»Jaaa!«, rief Lena Richtung Handy. Das Gute an Marie war, dass sie nicht nur ihre beste Freundin war, auf die sich Lena hundertprozentig verlassen konnte, Marie scheute auch keine Arbeit. Sie half Lena, wo es ging, sogar beim Babysitten. Denn wenn Lena nicht auf dem Hof helfen oder aufs Feld musste, hatte sie meist ihren Babybruder Jonas oder ihre kleine Schwester Nele an den Hacken. Lena war die Viertälteste von sieben Geschwistern – vier Jungs und drei Mädchen –, und neuerdings blieb das Babysitten immer an ihr hängen, weil Lydia, ihre einzige ältere Schwester, seit letztem Herbst in München an der Musikhochschule studierte und Konrad, Zweitältester der Lange-Familie, in Estland für ein Highschool-Jahr war. Seitdem war Lena für die Kleinen verantwortlich und musste öfter mal mit ihnen durch die Gegend schieben.

»Wann kannst du denn kommen?«, fragte Lena Marie.

»Jetzt sofort. Ich nehm Schwimmsachen schon mit. Wir geh'n doch hinterher an den See, oder?«

»Klar. Es wird bestimmt zischen, wenn ich ins Wasser springe, so heiß, wie mir ist.«

Keine Viertelstunde später stand Marie mit ihrem Fahrrad am Feldweg und winkte. Bounty erhob sich und lief ihr schwanzwedelnd entgegen. Lena hatte gerade ihre dritte Kiste mit Spinat gefüllt. Marie legte ihr Fahrrad neben Lenas und stapfte ins Feld. Sie trug ein grünes Neckholderkleid, eine grüne Umhängetasche und grüne Flip-Flops, passte also rein optisch prima zum Spinat.

»Ich kann es noch gar nicht fassen«, sagte sie und zog ein Schweizer Klappmesser aus ihrer Umhängetasche.

»Das mit der Turnhalle?«

»Hm.«

»Ätzend.«

»Du sagst es.«

»Da stinkt es bestimmt nach Parfümpups.«

»Mindestens!« Marie hockte sich neben die Freundin und säbelte mit Schwung ein Bündel Spinat ab.

»Guck mal, du musst ihn so abschneiden«, sagte Lena. »In Bodennähe, waagrecht, damit das Herz drinbleibt, okay?«

»Oh, wie romantisch!«, sagte Marie und blinzelte ihrer Freundin zu. Lena musste lachen. Typisch Marie, immer für Schnulzen zu haben, sogar auf dem Spinatfeld.

Zu zweit hatten sie die zehn Kisten schnell voll. Lenas großer Bruder kam mit dem Pick-up und lud die Kisten auf.

»Hey Marie, wie geht's?«, rief Ben, und Lena sah, wie Marie rot wurde.

»Gut!«, rief sie zurück. Lena wusste, dass diese beiläufige Frage voll und ganz ausreichte, um ihre Freundin dahinschmelzen zu lassen. Seit frühester Kindheit war Marie schon in ihren Bruder verknallt – eine aussichtslose Liebe, denn Ben war zwanzig und seine Freundinnen waren mindestens siebzehn und nicht zwölfdreiviertel wie Marie.

»Soll ich euch mitnehmen?«, fragte Ben.

Er lud die Fahrräder auf die Ladefläche. Lena öffnete die Beifahrertür, schubste Marie vor, merkte, wie Marie zögerte, zuerst einzusteigen. »Los, rutsch durch! Ich muss mit Bounty ans Fenster.«

Marie rutschte durch, Ben ließ den Wagen an, Bounty hechelte aus dem offenen Fenster. Sie huckelten durch die Schlaglöcher über den Feldweg und hinterließen eine riesige Staubwolke.

Kapitel 3

Felix lief über den Steg, hechtete mit ausgestreckten Armen in die Luft und landete, Kopf zuerst, im Wasser. Als er auftauchte, brüllte er und schlug mit den Händen um sich, als würde er mit einem Weißen Hai kämpfen. Was für eine Freude, nach diesem anstrengenden Schultag endlich in den See zu springen. Zu Hause, in Dresden, war er früher öfter mit seinem Vater schwimmen gegangen – als Papa noch nicht Mamas Manager war, Felix noch zu Hause wohnte und Papa Zeit für ihn hatte. Felix liebte Wasser. Mama hatte mal gesagt, vielleicht wäre er ja in seinem letzten Leben ein Fisch gewesen. Vielleicht ein Delfin, weil er so schlank und graziös sei, mit Muskeln an den richtigen Stellen und diesem umwerfenden Lächeln. Mama übertrieb immer ein bisschen. Sie war Schauspielerin und selbst umwerfend schön, das schrieben jedenfalls alle Zeitschriften, und die Leute waren verrückt nach ihren Sendungen. Wenn ein Film mit Mama im Fernsehen lief, war die Einschaltquote sogar noch höher als bei *Wer wird Millionär?*. Felix fand zwar auch, dass er Ähnlichkeit mit seiner Mutter hatte: Die hellbraunen Augen, die dunkelbraunen Haare, die er – bis auf den Pony – jetzt kurz geschnitten trug, die markanten Wangenknochen und der volle Mund – das hatten sie unver-

kennbar gemeinsam. Wobei er jedoch letztens zufällig bei *Kaufland* auf der Titelseite einer Zeitschrift gelesen hatte, dass sich seine Mutter die Lippen mit Botox aufgespritzt haben sollte. Leider konnte er Mama wieder mal nicht erreichen, und falls er sie erreicht hätte, hätte er sie sowieso nicht darauf angesprochen. Wenn er sie schon mal persönlich am Telefon oder über Skype erwischte, war er einfach nur froh, sie zu hören und tankte so viel Stimme und Antlitz auf wie möglich. Wenn sie mitten in Dreharbeiten steckte, konnte es sein, dass er monatelang gar nichts von ihr hörte. Das Gleiche galt dann für Papa – ihren Manager.

Felix kraulte einfach drauflos, ohne zu gucken. Schweini sprang mit einem Urschrei hinterher.

Auf dem Steg, der von der internatseigenen Badestelle in den See führte, stand Max, barfuß, mit hellblauen, knielangen Shorts. Er hatte pummelige X-Beine und der Bauchspeck quoll ihm leicht über den Gummizug. Er schaute, die Arme vor der Brust verschränkt, konzentriert ins Schilf. Da hatte es gerade heftig gequakt. Hinter ihm, an Land, saß Pep unter einer Weide auf einem Klappstuhl im Schatten und las einen Comic. Er war voll bekleidet, zog sich auch bei der größten Hitze nie aus und ging schon gar nicht ins Wasser. Am liebsten las er spanische Comics, die ihm seine Schwester aus Madrid schickte. Heimlich! Schließlich war er in diesem Eliteinternat, um Deutsch zu lernen und sich »höher zu bilden«, wie seine deutsche Mutter es ihm – auf Deutsch natürlich – in der letzten Mail geschrieben hatte. Was auch immer das bedeuten sollte.

»Dass du intelligenter wirst als andere«, hatte Alina gesagt.

»Ich bin schon«, hatte Pep geantwortet.

»Bin ich schon, heißt das«, hatte Alina gesagt.

»Ja, du auch«, hatte Pep erwidert und gegrinst, wobei seine große schwarze Brille ins Rutschen geriet, aber mit einem gekonnten Nasenrumpfen wieder an die richtige Stelle gerückt wurde. Mädchen machte er gern Komplimente. Er behauptete sogar, schon jede Menge geküsst zu haben.

Felix legte sich auf den Rücken und ließ sich treiben. Im Wasser war er fast glücklich. Ganz glücklich zu sein, ging nicht mehr, weil er seinen Hund zu sehr vermisste und weil sich seine Eltern in den letzten Monaten immer weiter von ihm zurückzogen, als wären sie froh, ihn los zu sein. Vielleicht war es auch nur eine stressige Zeit für sie und sie standen schon übermorgen mit Lucky vor seiner Zimmertür. Mama liebte solche Überraschungen, bei denen Felix jedes Mal beinahe das Herz stehen blieb.

Felix holte tief Luft und blinzelte in den Himmel. Eigentlich kam er doch ganz gut klar, ohne seine Eltern und mit seinem Dreiviertelglück. Er hatte coole Freunde im Internat und es war immer was los. Wenn nur Lucky bei ihm wäre und diese Dorftrottel nicht so dämlich wären. Aber die hatten die Internatsschüler von Anfang an gehasst. Das wusste er von Kasimir Schmiergel, einem Oberprimaner, der zum Rauchen auf Felix' Balkon kam und ihm über die Chronik der Fehde Auskunft gab. Man musste die Dörfler unbedingt in ihre Grenzen weisen, bloß wie?

Felix überlegte, aber im Wasser fiel ihm nichts ein. Wo blieb denn Alina nur?

Ein Frosch quakte, Schweini tauchte neben ihm auf wie ein Seeungeheuer mit abstehenden Ohren, prustete Wasser aus und tauchte wieder ab. Felix kraulte zurück zum Steg. Dort stand Max noch immer mit verschränkten Armen und horchte ins Schilf. Es quakte noch einmal. Pep schaute von seinem Comic auf.

»Du willst doch nicht fangen das?!«, sagte er in seinem gebrochenen Deutsch.

»Das ist ein Frosch«, erwiderte Max.

»Ja. Frosch. – Nein?«

»Doch. Daraus kann man zarte Froschschenkel machen«, sagte Max und tippte sich gegen die Oberschenkel, damit Pep verstand, um welche Körperteile es sich bei dieser Delikatesse handelte.

»No!«, rief Pep. »Nur Franceses essen Frosch!«

»Du meinst Franzosen«, sagte Felix und stieg die Leiter seitlich am Steg hoch. Er amüsierte sich köstlich über die Unterhaltung der beiden.

»Quatsch«, sagte Max. »Im Restaurant meiner Eltern gibt es auch Froschschenkel. In Tomatensoße – oder »à la nature«.«

Max' Eltern hatten ein Ein-Sterne-Restaurant in München, in dem manchmal auch Felix' Eltern aßen, wenn sie gerade für Dreharbeiten vor Ort waren.

»À la nature?«, fragte Felix. »Heißt das frisch aus dem Schilf direkt auf den Tisch?«

Max hob die Hände wie ein Dirigent. »À la nature heißt, man brät die Schenkelchen in Butter, gibt Knoblauch dazu und zum Schluss Petersilie.« Seine Augen leuchteten.